Die Kraft der Ambivalenz

Ambivalenz Barth

Die Frage nach der Ambivalenz ist die Frage nach einer Spannung und befindet sich damit im Feld einer (Multi-)Polarität. Bei Berücksichtigung dieses Modells offenbaren sich nun zwei Möglichkeiten. Zum einen können die Pole explizit benannt und beschrieben werden. Andererseits kann ebenso die Darlegung der subjektiven Position innerhalb der erzeugten Spannung ratsam sein, die sich dann der körperlichen Metaphorik der Zu- bzw. Abneigung bedient. Dieser Text wählt den nicht exkludierenden, sondern inkludierenden Mittelweg, auf dem beide Arten Beachtung und Anwendung finden.

Zu beginnen sei hier mit der Beschreibung des subjektiven Standpunktes. Genauer mit der Form der Zuneigung. Grundlage dieser ist die Trennung oder Differenz, also die Nicht-Identifizierung. In Bezug auf Barth oder sogar auf Christus? Barth selbst bemängelte immer wieder die Christusvergessenheit der Kirche, die sich in der Hinwendung zu den Ideen und Vorstellungen der Welt ausdrückt. Genau dort, in dieser Entfernung, bricht die Theologie Barths als ein Anderes, als ferne Stimme ins Denken hinein und aktualisiert eine aufbrechende, Zuneigung und Widerstand erzeugende, Zweifel erweckende Wahrheit, wie sie sich ebenso im Gleichnis vom verlorenen Schaf oder vom verlorenen Sohn offenbart. Wer hat sich nicht mindestens einmal auf der Seite der 99 Schafe oder des daheimgebliebenen Sohnes gefunden und die Aktionen des Schäfers oder des Vaters als ungerecht empfunden? Und doch würde sich gewiss kein so großes Aufbegehren regen, aufbrausen, wenn nicht doch in diesem Anderen der Gerechtigkeit eine Wahrheit, ja Gottes Wahrheit und Gerechtigkeit aufblitzen würde. In diesem Sinne ist eine Bestärkung und Verteidigung der Barthschen Position nicht unbedingt mit einer Identifizierung zu verbinden, sondern kann in viel größerem Maß auf eine Zuneigung bezogen werden. Es geht nicht um ein starkes Ja, das in einer Bewahrung und Orthodoxie mündet. Es geht vielmehr um das leise Ja, das sich hinter einem lauten Nein oder ebenso in einem lauten anderen Ja verbirgt und sich nur facettenhaft, fragmentarisch oder im Gespür bemerkbar macht.

Zur Verdeutlichung soll hier der Disput zwischen Karl Barth und Adolf von Harnack angeführt werden, der paradigmatisch für die Herausforderungen der Theologie in der Moderne ist. Diese in der Form offener Briefe geführte Auseinandersetzung fand im Jahre 1923 statt und behandelte die Frage der Bedeutung der historischen Forschung für die Gotteserkenntnis.[[1]](#footnote-1) Eine Anfrage Harnacks an Barth lautete: „Wenn die *Person Jesu Christi* im Mittelpunkt des Evangeliums steht, wie läßt sich die Grundlage für eine zuverlässige und gemeinschaftliche Erkenntnis dieser Person anders gewinnen als durch *kritisch-geschichtliches Studium*, damit man nicht einen *erträumten* Christus für den wirklichen eintausche?”[[2]](#footnote-2) Im ersten Moment würde wohl jeder Mensch der heutigen Zeit dem zustimmen. Bei schwierigen oder unverständlichen Aussagen, bedarf es der Kenntnis des zeitlichen und sozialen Kontextes, um sie angemessen einzuordnen und zu verstehen, was dort eigentlich ausgesagt werden sollte. Besonders bei biblischen Texten und der Frage nach der Person Jesu Christi ist dies der Fall. Der heutige Mensch würde sich also mit der Position Harnacks identifizieren oder ihr zumindest zugeneigt sein. Barth antwortete darauf: „Die Zuverlässigkeit und Gemeinschaftlichkeit der Erkenntnis der Person Jesu Christi als Mittelpunkt des *Evangeliums* kann keine andre sein als die des von Gott erweckten *Glaubens*. Kritisch-geschichtliches Studium bedeutet das verdiente und notwendige Ende der «Grundlagen» dieser Erkenntnis, die keine sind, weil sie nicht von Gott selbst gelegt sind.”[[3]](#footnote-3) Hier erscheint es, das kräftige, laute Nein, die wirkliche Antithese, die nochmal eine andere „Person“, eine andere „Welt“ in das Gespräch einführt und dadurch darauf verweist, dass es in der Theologie auch immer um etwas mehr geht als in anderen Wissenschaften. Wie erwähnt, steht hier nicht eine Identifizierung mit dem Barthschen Einwand, im Sinne eines „Genau so und nicht anders ist es!“ im Vordergrund. Es geht um etwas Anderes. Selbst im Widerstand gegen seine Aussage regt sich doch der Zweifel an der eigenen Position, der durch das leise Ja im lauten Nein initialisiert wird. Könnte mein Gegenüber nicht doch auch im Recht sein? Spricht durch ihn nicht auch ein Quäntchen Wahrheit? Spricht durch ihn nicht auch etwas bzw. jemand, den Ich, den Wir vergessen haben, obwohl wir uns so sehr mit ihm beschäftigen? Dies drückt gerade die Frage nach der Ambivalenz aus. Natürlich gibt es auch diejenigen, die absolut und unmittelbar das laute Nein oder das laute andere Ja mitsprechen. Diese, die die Ambivalenz für sich aufgelöst haben, gehören selbstverständlich ebenso zur Ambivalenz selbst. Denn sie zeigen, ebenso wie das andere Extrem, was wirkliche Ambivalenz bedeutet. Es ist eine innere Regung, ein Erfahren, nicht der Zerrissenheit, sondern der unentschiedenen Entschiedenheit. Eine Ambivalenz auszuhalten bedeutet nicht, beide Pole quasi von außen zu betrachten und unberührt davon zu sein. Nein, es bedeutet sich in dieser Spannung als Oszillierender wiederzufinden. Es bedeutet aber ebenso, nicht bei einem Pol zu verweilen. Dafür bedarf es jedoch eines Initiums, das den Zweifel anregt und die Bewegung zum anderen Pol befördert. Genau dies ist unter anderem die Theologie Barths.

Diese Rastlosigkeit regt Barth auch in seiner ethischen Auslegung des Verhältnisses von Mann und Frau an (§54.1). Barth führt zunächst aus, dass Mann und Frau vor Gott gleich geschaffen sind und sie sich lediglich in der Folge unterscheiden. Sie sind geschaffen als mitmenschliche Wesen, es gibt kein Menschsein ohne Mitmensch zu sein; der Mensch ist als spezifisches Gegenüber zum Anderen geschaffen. Dieses Spezifikum ist laut Barth die Geschlechtlichkeit des Menschen. Obwohl er sich gegen gesellschaftliche Schemata wehrt, fällt er doch selbst in Geschlechterstereotypen zurück: die des voranschreitenden, verantwortenden Mannes und der Frau, die diesem Mann nachfolgt. Er denkt dies als Analogie zur Über-/Unterordnung in der Gnadenwahl Gottes.[[4]](#footnote-4) Die emanzipatorischen Grundannahmen, die in der christozentrischen Anthropologie (§43.2) zugrunde gelegt sind, nämlich dass das menschliche Wesen unverfälscht von der Sünde in Christus erkennbar ist und nicht einmal zwischen Mann und Frau unterschieden wird, werden hier deutlich limitiert. Doch obwohl Barth hier so heteronormativ und androzentrisch spricht, birgt seine “Dialektik von Verschiedenheit und Beziehung”[[5]](#footnote-5) doch viel Kraft der Ambivalenz. Nicht nur beweist Barth hier wieder sein feines Gespür für die Realitäten menschlichen Seins, indem er dessen viele Facetten berücksichtigt, er unterstreicht auch den Gedanken des fortwährenden Gefragtseins durch das Gegenüber in einer innigen, verbundenen Beziehung. Der Mensch kann sich nicht auf einmal gefassten Beschlüssen über sich selbst ausruhen, er und sie sind immer wieder in der Bredouille sich durch ein von sich selbst verschiedenes Gegenüber befragen und beunruhigen lassen zu müssen, und zwar in ihrer Gänze, nicht nur in einem Teilbereich des Lebens und nicht losgelöst von der anderen Person. Dass Barth dieses gleiche und doch verschiedene Gegenüber am Geschlecht festmacht, ist zu einem guten Teil seiner Zeit zuzuschreiben, doch war er doch auch durch feministische Anfragen sensibilisiert, wie im Verlauf von §54 deutlich wird: Immer wieder muss er betonen, dass der Würde der Frau kein Abbruch getan wird, dadurch dass sie dem Mann nachfolgt, dass sie nunmal ihren eigenen Ort in der Ordnung Gottes hat und die Frau nun davon beruhigt sein sollte, dass ihr dieser Ort ganz allein sicher und zugewiesen ist. Und so verlockend es auch sein mag, seinen Platz im Leben zu kennen, wird “die Frau” als menschliches Wesen hier doch stark bevormundet - was traurig anmutet, da Barth selbst zu Beginn des Paragraphen betont, dass sich Geschlechterrollen nicht in Definitionen fassen lassen und er es dann doch selbst tut. So bin ich auch als Leserin hin und her gerissen zwischen den Polen Hass und Liebe: Wut und Hass auf die heteronormative und patriarchale Zuschreibung Barths, in der ich mich nicht wiederfinden kann und will - aber auch Liebe zu einer Systematik, die Feingefühl für das menschliche Sein beweist, die immer wieder bestärkt, dass wir uns nicht ausruhen dürfen auf gefassten Meinungen, sondern uns als ganze Menschen begegnen und beunruhigen lassen sollen und immer wieder damit anfangen müssen, nicht nur unser Gegenüber, sondern auch Gottes Gebot zu hören und ernst zu nehmen.

Zum Abschluss sei noch ein ekklesiologischer Aspekt der Barthschen Theologie und dessen inhärente Ambivalenz angeführt. Gemeint ist die Metapher des wandernden Gottesvolkes (§72). Dieses Konzept der Kirche beinhaltete mehrere Spannungen, die lediglich ausgehalten, jedoch nicht aufgelöst werden können. Zum einen imaginiert Wanderschaft einen Start- und einen Endpunkt mit einer dauerhaften Bewegung. Zum anderen beschreibt der Begriff des Gottesvolkes eine inhärente Spannung, da sich Volk der Welt entlehnt und der Genitiv eine außerweltliche Zugehörigkeit und dadurch eine Weltungebundenheit ausdrückt. Gott ist der Herr des Volkes und nicht die Welt. Daraus folgt hinsichtlich der Kirche eine wesenhafte Spannung. In ihr existiert eine Bipolarität des „aus der Welt“ und „aus Gott“. Aufgrund dessen nimmt die Kirche nirgends in der Welt Platz, schlägt keine Wurzeln und bleibt als solche in jeder weltlichen Gesellschaft eine Art Fremdkörper. Diese Seinsweise betriffe jedoch nicht allein die Kirche, sondern ebenso ihre Mitglieder, die Gläubigen. Jeder Einzelne ist qua Geburt aus der Welt und qua Glaubensereignis aus Gott. Mit dieser Differenz, die sich in einer inneren Zerrissenheit äußern kann, steht er in der Welt. Zum einen herrscht eine Sehnsucht nach Akzeptanz in der Gesellschaft vor, die ihm jedoch als Fremdkörper verwehrt bleibt, es sei denn, er würde seine andere Herkunft verleugnen. Zum anderen ist ihm auch aufgrund der wesenhaften Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf in der Zeitlichkeit ein völliges Aufgehen in Gott unmöglich. Bevor sich aber nun Verzweiflung breit macht, sollte auf die positiven Implikationen hingewiesen werden. Die Metapher ist für die Kirche und die Gläubigen ebenso entlastend. So sehr, dass in Diskussionen über die Leseeindrücke des Paragraphen häufig von Gelassenheit gesprochen wurde. Da das Gottesvolk nicht in seiner Ganzheit aus der Gesellschaft stammt, d.h. nicht vollständig an sie und ihr Gelingen gebunden ist, kann es einfacher und unbefangener mit ihr interagieren. Auf der anderen Seite besitzt sie auch keine eigene, quasi göttliche Codierung (z.B. Sprache), die weltungebunden wäre. Sie ist auf die Sprache der Welt angewiesen bzw. auch allein in ihr präsent. Jegliche Codierung der Kirche verwendet Codes der Welt. Daraus folgt, dass die Rede der Kirche für die Welt nie unverständlich sein kann. Aus diesem Grund kann die Kirche in der Vermittlung ihrer Botschaft entspannter sein und sich nicht unter Druck setzen bzw. setzen lassen.

Als Fazit und Ratschlag für alle an einer Lektüre der Barthschen Theologie Interessierten können wir nur folgendes sagen: Begeben Sie sich in diese Ambivalenz und erfahren Sie ihre Reichhaltigkeit und Komplexität selbst. Kurz: Einfach lesen!

Franziska Lindner, Antti Lück, Rebekka Scheler

1. Vgl. *Briefe Nr. 7-8*, in: Karl Barth, Offene Briefe 1909–1935, hg. v. Diether Koch (Gesamtausgabe V: Offene Briefe 1909–1935), 55–88. [↑](#footnote-ref-1)
2. A.a.O., 62 (Hervorhebungen im Text). [↑](#footnote-ref-2)
3. A.a.O., 66 (Hervorhebungen im Text). [↑](#footnote-ref-3)
4. siehe hierzu: Frettlöh, M.: “*Das Ja vor jeder Frage.” Karl Barths Lehre von Gottes Gnadenwahl. Ein Beitrag zum gegenwärtigen Subjektivationsdiskurs.* In: ZDTh 20 (2004/2), 103-146. [↑](#footnote-ref-4)
5. KD III/4, 132. [↑](#footnote-ref-5)